Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mitteland

Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau

Band: 7 (1964)

Artikel: Die Gesangs- und Musikkultur im Oberaargau

Autor: Binggeli, Ernst

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1072053

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 04.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DIE GESANGS- UND MUSIKKULTUR IM OBERAARGAU

ERNST BINGGELI

Als wir noch als naseweise Seminaristen im ehrwürdigen Hofwil die Schulbank drückten, pflegte der bärbeissige Gesanglehrer, Hans Klee, uns Zöglinge anzubellen: «Das Bernbiet ist ein Holzboden für jegliche Musikkultur!» Noch präziser formulierte er sein Urteil, wenn er von der bernischen «Sau-Terz» sprach. Mit diesem niederdrückenden Urteil eines anerkannten Musikers verliessen wir das Seminar und hatten auch sogleich das Vergnügen, uns auf dem Holzboden bernischer Musikkultur als Tänzer zu beteiligen. Man hatte wirklich keine andere Wahl. Als ich mich im Jahre 1924 in Bleienbach zaghaft und mit flatternden Rockschössen vorstellte und stotternd meine Vorzüge vor den gestrengen Herren der Behörde aufzählte, wurde ich jäh unterbrochen mit der Frage: «Seid Ihr imstande, einen Chor zu dirigieren und könnt Ihr das Organistenamt versehen?» Dank meiner etwas gewagten Versicherung, dass ich zu jeglichem Tun entflammt sei, erhielt ich die Stelle als Lehrer. Heute liegen die Verhältnisse ganz anders! Man wende nicht ein, dass diese Einleitung mit dem gestellten Thema in keinem Zusammenhang stehe. Doch davon später!

Bei der Bearbeitung des Themas gewahrte ich bald einmal, dass ich mich unmöglich mit dem Gesamtgebiet der Musikpflege befassen konnte. Das hätte zu weit geführt, und dazu fehlen mir auch die notwendigen Unterlagen für eine gerechte Würdigung der Blasmusik und der volkstümlichen Musikgattung. Man mag darin keine Hintansetzung erblicken. Ich schätze die Arbeit in diesen Verbänden sehr und bin mir bewusst, dass sie alle eine gewichtige Rolle spielen in der Pflege unserer Kulturgüter.

Es darf wohl behauptet werden, dass bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts in unserer Gegend von einer geordneten Musikpflege nicht die Rede sein konnte. Das will selbstverständlich keineswegs heissen, dass nicht früher schon da und dort an der Wiege des Kindes oder bei froher Arbeit gesungen worden wäre. Aber der Oberaargau entbehrte ganz einfach des Fundamentes. Wir waren ein ausgesprochenes Agrargebiet, ohne befruchtenden Einfluss eines

grösseren städtischen Gemeinwesens oder eines Klosters (St. Urban wurde 1873 luzernische Pflege- und Heilanstalt). Allmählich zeigte sich in der Kirche das Bedürfnis nach Bereicherung des Gottesdienstes, und die Ältesten unter uns Lehrern haben noch Kollegen gekannt, die Mitte des 19. Jahrhunderts die Pflicht hatten, die Kirchenlieder anzustimmen und zu führen. Selbstverständlich wurden die Lieder vorher in der Schule eingeübt, damit die Kinder als Vorspann dienen konnten. So bildete der Kirchengesang wohl den Ausgangspunkt für unsere Chöre.

Es bedurfte aber für unser Volk eines tiefgreifenden Ereignisses, um die geistige Trägheit endgültig zu überwinden und abzuschütteln. Die Befreiung der Volksseele nach der jahrhundertelangen Bevormundung durch das Patriziat geschah mit elementarer Gewalt und erfasste alle Gebiete der menschlichen Sphäre. Als dann die Restaurationszeit die alten Zustände der Patrizierherrschaft wieder herzustellen versuchte, waren gerade die Schützen, Turner und Sänger die Bannerträger der neuen Zeit und bildeten eine machtvolle geistige Opposition zu den reaktionären Absichten der alten Machthaber. Überall im Berner Land schossen die Gesangvereine wie Pilze aus dem Boden. Lehrer und Pfarrherren waren die unerschrockenen Vorkämpfer, und es ist doch für den Oberaargau tröstlich, dass in seinen Gemeinden der Ruf der Pioniere offene Ohren fand. Nachdem in Thun im Jahre 1829 der erste Männerchor gegründet worden war, folgten auch alsobald Gründungen im Oberaargau. Dem *Männerchor Aarwangen (1831) und dem Gemischten Chor Bleienbach (1833)* muss nach den vorliegenden Statistiken die Palme der «Dienstältesten» verabfolgt werden. Danach wäre der Männerchor am Aarestrand der zweitälteste Chor des Kantons Bern, und der zweitgenannte Chor von Bleienbach dürfte wohl als ältester Gemischter Chor überhaupt angesprochen werden.

Heute haben wir im oberaargauischen Kreisverband bereits 10 Hundertjährige und die Übersicht zeigt, dass die Freude am Gesang bei uns mächtig einschlug. So waren denn vornehmlich auch Oberaargauer beteiligt, als Pfarrer Ludwig Müller in Burgdorf im Oktober 1828 den «Verein für Gesangsbildung im Kanton Bern» gründete. Daraus ging dann später der «Bernische Kantonalgesangverein» hervor. *Johann Rudolf Weber,* Institutslehrer in Wangen a. d. Aare, wurde dann der Vater und geistige Führer der bernischen Sängerwelt. 1842 als Seminarlehrer nach Münchenbuchsee gewählt, wurde er bereits 1846 als 27jähriger Musikpädagoge in den Kantonalvorstand berufen und bekleidete bis zum Jahre 1875 das Amt eines Kantonalmusikdirektors.

Es darf wohl behauptet werden, dass gerade J. R. Weber durch seine fast 30-jährige Wirksamkeit dem bemischen Sängerwesen zu dem Ehrenplatz verholfen hat, den es auch heute unter den eidgenössischen Verbänden einnimmt.

Heute ist der Oberaargauische Kreisgesangverein der zweitgrösste Unterverband des Bernischen Kantonalgesangverbandes. In all den vergangenen Jahrzehnten hat sich aber eine stetige Wandlung vollzogen. Wir könnten eigentlich drei Stadien der Entwicklung unterscheiden:

a) Das 19. Jahrhundert, die Zeit der Gründungen.
b) 1900 bis 1940, die Reifezeit musikalischer Entwicklung.
c) Die Musikpflege in der Hochkonjunktur.

Im 19. Jahrhundert waren es die Sorge ums Vaterland, um die Erringung und Festigung unserer politischen Freiheit und der Kampf gegen reaktionäre Kräfte, die die Seelen der Sänger befeuerten und die Reihen der Gesang-, Schützen-, Turn- und Musikvereine füllten. Die Sorge um den Bestand unseres geeinten Heimatlandes liess die grosse Zahl feuriger Vaterlandslieder aus der Feder eines Attenhofer, Weber usw. fliessen. Nach dem Aufkommen der Industrie und des damit verbundenen Aufspaltens des Volkes in bäuerliche und industrielle Kreise, verlagerte sich das Kampfmoment. Jetzt war es die Arbeiterklasse, die sich das Lied als wirksames Mittel der Werbung zu eigen machte. Das rüttelte auf und obschon daraus manche Beklemmnis erwuchs, gereichte die Trennung vielerorts beiden Lagern zum Nutzen. Jede Seite suchte zu werben, und das erhält bekanntlich den Willen zur Selbstbehauptung.

Dann brach die Zeit der inneren Reife an. Die Vereine landauf, landab hatten ihren Bestand gesichert, und bereits stützte man sich allerorts auf jahrzehntelange Traditionen. Wir, die wir die Schwelle der Sechziger überschritten haben, können diese Reifezeit mit eigenen Erlebnissen belegen. Hatte sich eine wirkliche Musikkultur bisher höchstens in den Städten und den grössten Ortschaften entwickelt, so griff die Freude am sinnvollen und systematischen Musizieren um die Jahrhundertwende auch auf ländliche Gebiete über. Die Musizierenden waren in der Regel Dilettanten. Wer eine einigermassen gute Stimme besass und das nötige Mass an Selbstsicherheit, der wurde Solist in grösseren und kleineren Konzert- und Opernaufführungen. Wer könnte sich nicht noch erinnern an die Opernaufführungen in Langenthal, wo man ganz besonders nach dem grosszügigen Bau des Kasinos Jahr für Jahr «glanzvolle» Aufführungen mit vereinseigenen Kräften veranstaltete. Heute wüsste man

sicher viel an diesen Aufführungen zu bemängeln. Aber viel wichtiger war doch, dass Leute aus dem Volk in den Bannkreis der Kunst gerieten und oft nachher in weitestem Umkreis bekannt und berühmt wurden. Wer wüsste beispielsweise nicht um den glänzenden Aufstieg einer Elsa Scherz-Meister, die ihre Musizierfreudigkeit aus der musikantischen Atmosphäre ihrer engeren Heimat mitbrachte. Das Erdreich, aus dem ein Bäumchen emporwächst, ist eben mitbestimmend für Wachstum und Gedeihen.

Auch aus denselben Kreisen kam der Gedanke, ein eigenes Orchester zu gründen. Wir können den Gründern desselben (1903) nicht dankbar genug sein. Der *Orchesterverein Langenthal* – heute dank der hervorragenden Schulung durch Corrado Baldini in höchstem Masse anerkannt – wurde für die Entwicklung des musikalischen Lebens im Oberaargau überaus bedeutungsvoll. Damit wurde Langenthal eigentlich erst unbestrittener Mittelpunkt. Man verstand es aber auch, die richtigen Leute an die Spitze zu stellen. Es sei hier ehrend an die verstorbenen *Heinrich Genhart und Joseph Castelberg* erinnert, die sowohl in ihren Vereinen, als auch im oberaargauischen Kreisverband Grosses leisteten. Auch in Herzogenbuchsee wetteiferte man, um einen Aufschwung herbeizuführen. Hier waren es die Musikdirektoren *Alfred Schluep und Max Kummer*, die mit Oratorienaufführungen den erreichten Fortschritt dokumentierten.

So war allenthalben das Eis gebrochen. Auch in unsern Dörfern wagte man sich über den Bereich des Liedes hinaus. In mancher schönen Dorfkirche brachte man in der Folge kleinere und grössere Werke alter und neuer Komponisten zu Gehör. Es würde zu weit führen, alle Pioniertaten aufzuführen. Es seien deshalb nur wenige Orte kurz erwähnt: Huttwil mit seinem Hans Rufer, der zu verschiedenen Malen auch moderne Werke hervorragend interpretierte. In etwas kleinerem Rahmen, aber mit derselben Hingabe musizierte man in Wangen a. d. Aare (Max Grüner), Attiswil (Fritz Christen), Melchnau (Max Häusler) und andernorts. Es war da und überall harte, systematische Arbeit, die geleistet wurde, oft auch gegen plumpen Widerstand engstirniger Kreise. Sicher dürfen wir in diesem Zusammenhang auch an die *Oberaargauische Konzertvereinigung* erinnern, die seit den dreissiger Jahren regelmässig Oratorien und Messen aufführte. Urzellen dieser Vereinigung waren der Orchesterverein Langenthal und die Gemischten Chöre von Langenthal und Bleienbach. Zu ihnen gesellten sich je nach den Umständen die Gemischten Chöre Rohrbach, Lotzwil und Attiswil, wie auch die Frauenchöre Wangen a. d. Aare und Aarwangen. Zweck des Zusammenschlusses war

die Verbreitung guter Musik in den ländlichen Kreisen. Darum wählte man als Konzertorte neben Langenthal auch Bleienbach, Rohrbach, St. Urban und Oberbipp.

Als Leiter dieser Konzerte weiss ich von der tiefen und beseligenden Freude unserer Sängerinnen und Sänger zu erzählen, oder von der Begeisterung, die dem Unternehmen von erstklassigen Solisten gezollt wurde.

Als Ausdruck einer hohen künstlerischen Einstellung seien auch all die schönen Aufführungen des Konzertvereins Langenthal erwähnt, die unter dem Taktstock Joseph Castelbergs und Jaques Zubers standen. Einen überaus wertvollen Beitrag an die Weiterbildung der ländlichen Gesangvereine leistete die denkwürdige Chorschule des Oberaargauischen Kreisgesangvereins im Jahre 1949. Es ist für den Schreibenden noch heute ein unfassbares Rätsel, dass sich auf Einladung durch den Kreisvorstand 550 Sängerinnen und Sänger meldeten und an zehn Abenden in Langenthal und Niederbipp zur Weiterbildung antraten. Es war eine Welle der Begeisterung, die unsere kleinen und kleinsten Chöre ergriff. In drei Stunden (20 bis 23 Uhr) betrieb man Stimmbildung, rhythmische Schulung und Chorgesang. In mehreren Vorträgen wurden die Sänger auch in die Musikgeschichte eingeführt. All das erreichte man zu einer Zeit, da man noch mehrheitlich auf Fuhrwerk, Velo und Bahn angewiesen war. Ein hochwertiges Schlusskonzert gab einer grossen Hörergemeinde Rechenschaft über das Gelernte. Es war ein wahrhaft beglückendes Wirken, das bald ausstrahlte auf den ganzen Kanton. Heute ist der Begriff der Chorschulung jedem verantwortungsbewussten Chorleiter eine Selbstverständlichkeit geworden.

Dass der *Lehrergesangverein Oberaargau* – einstmals ein Männerchor – unter seinen hochbegabten Leitern Ernst Kunz und W. S. Schmid, Burgdorf, ausserordentlich viel beitrug, beste Gesangskultur zu vermitteln, verdient besondere Erwähnung. Diesem Chor war es vorbehalten, Werke zu vermitteln, die für einen andern Verein zu schwer waren.

Einen Beitrag ganz besonderer Art leistete Robert Favre in Roggwil, der vor nunmehr 17 Jahren den *Kinderchor Roggwil* ins Leben rief. Es sind auserlesene Stimmen, mit denen sich Robert Favre an grösste Aufgaben heranwagte. Heute hat der Kinder- und Jugendchor sich in der ganzen Schweiz höchste Anerkennung erworben.

Damit glaube ich, mit meiner Arbeit da angelangt zu sein, wo sich sichtbar eine Wende anbahnte. Es brach die Zeit der gross aufgezogenen Musikfestwochen an. Eintrittspreise spielten keine Rolle, alles hatte Geld in Hülle und

Fülle. Jeder Fremdenort suchte den andern zu übertrumpfen, und wer den Solisten am meisten bezahlte, glaubte damit auch, für die Musikkultur seiner engeren Heimat den Hauptbeitrag geleistet zu haben. Ist dem aber wirklich so? Ich bedaure keineswegs, dass sich in den Gemarkungen des Oberaargaus bisher noch keine Festwochentradition gebildet hat.

Da lob ich mir vielmehr das Bemühen, in schlicht durchgeführten Kammer- und Abendmusikzyklen dem Volk gutes Musikgut nahe zu bringen. In diesem Zusammenhang wären vor allem die Kammermusikkonzerte in Langenthal und neuerdings in Huttwil zu erwähnen, bei denen Idealisten keine Zeit und Mühe scheuten, vorzügliche Programme aufzustellen und hervorragende Künstler zu verpflichten. Erfreulicherweise erfahren diese Veranstaltungen regen Zuspruch. Ebenfalls die Abendmusikveranstaltungen von Lotzwil und Herzogenbuchsee verdienen es, in diesem Zusammenhange erwähnt zu werden.

Wo stehen wir aber heute, und wie sieht das Bild der künftigen Entwicklung aus ? Wohl werden die Aufführungen des Städtebundtheaters und all der Vereine relativ gut besucht. Wohl erhebt man allenthalben Anspruch darauf, zu denen zu gehören, die musikalisch orientiert sind. Und doch – es beginnt sich eine Abwanderung der Aktiven zu den Passiven abzuzeichnen. Man hat die Musik – den Gesang – nicht mehr nötig, um bei Einstudierung neuer Werke seine Seele zu läutern und zu erheben. Man bekundet seine Sympathie wohl durch den Besuch eventueller Konzerte. Es reut uns aber immer mehr die Zeit, hinzusitzen und in vielen Proben das zu erarbeiten, was dann in ein oder zwei Stunden am Konzert verklingt. Und damit erleben es die Trägen nicht mehr, was ein Werkstudium sein kann, ein Erlebnis, das fürs ganze Leben bleibt. Was man in Stunden grössten Einsatzes erarbeitet hat, das vergisst man nie mehr. Man mag mich der Sentimentalität bezichtigen, was tut's! Aber ich vergesse nie, wie wir bei einer Schöpfungsaufführung in Oberbipp den Schlusschor beendet hatten und ich – selber zutiefst ergriffen – meinen Blick hob und gewahren musste, wie meinen Freunden im Orchester und im Chor die Tränen über die Wangen rollten, weil sie ganz einfach nicht begreifen konnten, dass etwas so Schönes zu Ende sein sollte. Das waren Leute aus dem Volk, aus kleinen Dörfern; Leute, die zehn Jahre früher keinen Schritt verloren hätten, um ein Konzert zu besuchen. Aber durch die intensive Arbeit waren sie gepackt worden, hatten die unvergängliche Grösse der Muse gespürt und sind ihr bis zum heutigen Tag verhaftet geblieben. Und damit komme ich zum Anfangsgedanken zurück. Wie war es möglich, in Huttwil, Langenthal, Attis-

wil, Bleienbach und anderwärts eine anerkennenswerte Musikkultur aufzubauen? Die Leute in all den Ortschaften sind sich doch sicher alle gleich. Aber die Dörfer hatten das Glück, Lehrer und Direktoren zu besitzen, die ein ganzes Leben, oder wenigstens den grösseren Teil desselben für den Aufstieg einsetzten. Ich darf vielleicht in aller Bescheidenheit Bleienbach und seinen Gemischten Chor als Beispiel anführen. Dieser Verein hatte während mehr als 130 Jahren bloss vier Dirigenten. Solche traditionssichernde Verhältnisse sind heute gar nicht mehr möglich; denn vielerorts wechseln die Lehrkräfte ja wie das Wetter im April. Solange Angebot und Nachfrage im Lehrerberuf in einem solchen Missverhältnis stehen, werden wir auch Mühe haben, den Standard der Nachkriegsjahre erhalten zu können, weil die Leute fehlen, die aus Idealismus bereit sind, ihre Freizeit zu opfern, dies um so mehr, als dabei wenig zu verdienen ist.

Aber nicht nur das Fehlen verantwortungsbewusster Dirigenten bedroht die Erhaltung des Erreichten, sondern vor allem auch die zunehmende innere Trägheit unserer Sänger und Musikanten. Man ist wohl noch bereit, sich als Mitglied aufnehmen zu lassen, aber man ist nicht mehr bereit, eine Verpflichtung auf sich zu nehmen, oder dem Verein gegenüber persönliche Opfer einzugehen. Die alles überschattende und erwürgende Motorisierung hilft mit, die bisher sesshaften Menschen zu Nomaden werden zu lassen, sie zu «entwurzeln» und jeder Gemeinschaftsarbeit zu entfremden. Immer mehr ersetzen Radio, Schallplatten und Fernsehen das Zusammenfinden und gemeinsame Musizieren. Das Lied in der Familie ist bereits zu einer Rarität geworden. Viel lieber hört man zu, wie die heranwachsende Jugend vom Kitsch aus Übersee angefressen wird, um die «Musikbüchsen» herum döst und sich durch den irrsinnigen Lärm betäuben lässt.

Wer sich, wie der Schreibende, ein ganzes Leben mit Musik und Chorschulung abgegeben hat, sieht schwarz für die Zukunft. Unsere flott aufgezogenen Feste können uns nicht darüber hinwegtäuschen, dass unsere Vereine überaltern und «vergreisen». Sollen die recht bekommen, die allen Ernstes behaupten, die Tage der «Amateur-» oder Dilettantenchöre seien gezählt? (Prominente Musiker vertreten diese These.) Können wir etwas gegen diese Gefahr unternehmen? Sind wir imstand, das Rad herumzuwerfen? Diese Fragen beschäftigen heute all jene, denen das Vereinsleben nicht bloss dazu diente, ihre «Vereinsmeierei» auszuleben. Es müsste Wege geben, die zu einer Wende führen können. In erster Linie gilt es, unsere Jugend zu gewinnen – daheim – in der Schule – im Alltag –-, sie wieder dem Gesang und der Musik

zuzuführen. Die Vereine müssen vielleicht auch einmal ihren Probenbetrieb etwas modernisieren und beleben; vom «Althergebrachten» hie und da ein wenig abrücken und auch dem Neuzeitlichen zugänglich sein. Das wird nicht leicht sein, aber sich dafür lohnen.

So ist es denn tröstlich, zum Schluss auf einen Versuch hinzuweisen, der wiederum der Initiative des Oberaargauischen Kreisgesangvereins zu verdanken ist. Wie 1949 die Vereinssänger zu der grossen Chorschule zusammengerufen wurden, so rief Urs Flück letzten Winter die älteren Schüler und die schulentlassenen Jugendlichen zu regelmässigen Chorstunden auf. Zahlenmässig erreichte man beim ersten Anhieb nichts Überwältigendes. Aber am glanzvollen Schlusskonzert hatten die vielen Hörer doch das Gefühl, dass hier ein Weg beschritten wurde, der zu einer Gesundung und zur Erneuerung führen könnte.

Möge es immer wieder Idealisten geben, die der wachsenden Gefahr die Stirne zu bieten bereit sind. Wer möchte noch leben in einer Welt, in der Gesang und Musik durch das Rattern und Klopfen der Motoren erstickt und durch das Feilschen und Wuchern erwürgt worden sind. Halten wir uns deshalb an das Beethoven-Wort: «Alles, was Leben heisst, sei der Erhabenen geopfert und ein Heiligtum der Kunst.»